

*Janos Matyas Kovacs*  
HAIDER IN UNGARN

Notizen zum postmodernen Populismus

Im betriebsamen Hauptquartier der Budapester Liberalen herrscht Verwirrung. Es ist der Herbst des Jahres 1989, ein Scheck ist eingetroffen von einer unbekannten Wiener Organisation namens *Freiheitliche Partei Österreichs*; er soll die ersten Schritte der »Allianz Freier Demokraten« in Ungarn unterstützen. »Können wir das Geld annehmen?« fragen sich die Parteileute etwas unsicher. »Handelt es sich um Buseks Partei, du weißt schon, der Mann, der Mitteleuropa und die Dissidenten liebt?« – »Nein, das ist die Volkspartei, die unsere Konkurrenz, das Ungarische Demokratische Forum, unterstützt.« – »Was heißt überhaupt ›freiheitlich‹? Warum nennen sie sich nicht ›frei‹?« Nach einigem Zögern (und einer Nachfrage bei der FDP in Bonn), wird der Scheck mit einem höflichen Schreiben zurückgeschickt.  
(Anekdote aus gut informierter Quelle)

1989 kannte kaum ein osteuropäischer Liberaler Jörg Haider. Der militante populistische Führer einer kleinen, traditionslosen Partei in einem kleinen Land konnte in keiner Weise mit Helmut Kohl, François Mitterrand oder Franz Vranitzky darin konkurrieren, die neuen politischen Eliten der exkommunistischen Länder irgendwie in seinen Bann zu ziehen. Damals war Populismus dort fast ausschließlich den nationalkonservativen und postkommunistischen Parteien vorbehalten. Außerdem war dieser Populismus im Vergleich zu Österreich beinahe so unterentwickelt wie die Länder selber.<sup>1</sup> Im Folgenden möchte ich zeigen, wie schnell einige dieser »rückständigen« Populisten ihre westlichen Kollegen eingeholt haben.

*Über modernen und prämodernen Populismus*

Inzwischen ist ziemlich deutlich geworden, daß der nationalkonservative und der postkommunistische (neosozialistische) Populismus in Osteuropa viel gemeinsam haben, während sie sich stark z.B. vom heutigen deutschen Konservatismus unterscheiden, ganz zu schweigen von der Masse des britischen und amerikanischen Neokonservatismus.<sup>2</sup> Zu Beginn der 90er Jahre legten osteuropäische Populisten großen Wert auf autoritäre Füh-

rungsformen, direkte staatliche Intervention bei der Wirtschaftstransformation, sozialen Protektionismus und nationale Unabhängigkeit bzw. Isolation. Darüber hinaus restaurierten sie einige museale Versatzstücke des Populismus aus dem 19. Jahrhundert oder aus der Zwischenkriegszeit und vermengten sie mit gängigen konservativen Werten (Kinder, Küche, Kirche).

Historisch betrachtet basiert diese – *prämoderne* – Form des Populismus auf der mythisch-ethnischen Idee des *populus*. Vom deutschen Romantizismus zur russischen Slavophilie, von den volkstümlichen Ideologen in Ungarn zu den Poporanisten in Rumänien, von den tschechischen Wiedererweckern im 19. Jahrhundert zu den kroatischen Ustaschas und den serbischen Tschetniks im Zweiten Weltkrieg enthielt der Populismus eine ganze Reihe sakraler Elemente, die mit einem profanen Instrumentarium der Massenmobilisierung und -manipulation kombiniert wurden. Einige dieser Elemente finden sich übrigens bis heute in den Werkzeugkästen des modernen Parlamentarismus. Prämoderne Populisten vertraten eine messianische Weltsicht mit einer starken emanzipatorischen Botschaft für bestimmte ethnische Gemeinschaften und soziale Gruppen, vor allem die bäuerliche Landbevölkerung. Diese romantisch-nationalistische Botschaft bezog sich nicht nur auf »das Blut« sondern auch auf »den Boden«, d.h. typischerweise war sie durchdrungen von einer starken, antikapitalistischen Agrarutopie.<sup>3</sup> Jeder Vorstoß auf dem von den prämodernen Populisten des 19. Jahrhunderts gewählten »Dritten Weg« zwischen Laissez-faire-Kapitalismus und orthodoxem Marxismus bzw. Kommunismus hatte als Mindestprogramm eine Mischung aus Autoritarismus, egalitärer Politik, nationaler Autonomie, Gemeinschaftsideologie sowie Idealisierung traditioneller Kulturmuster und des ländlichen Lebens.<sup>4</sup>

Im Gegensatz zu den prämodernen Populismustypen nenne ich ein populistisches Programm *modern*, wenn es die Grundzüge der kapitalistischen *mixed economy* nicht in Frage stellt, wenn es die grundsätzlichen Regeln des Rechtsstaats akzeptiert und den säkularen politischen Diskurs dem sakralen vorzieht.<sup>5</sup> Auch ein moderner Populist kann demnach seine Wähler irreführen, die Regierung des Verrats an den nationalen Interessen beschuldigen, mit radikalen Kirchenführern und militanten Gewerkschaftsbossen kooperieren, Lobbies attackieren, Wahlgeschenke machen, Korruptionsskandale vom Zaun brechen. Er kann paternalistisch sein, Charisma haben, sich als Wohltäter zeigen; als »Vater des Vaterlandes« oder »Retter der Armen« kann er direkte Kommunikation mit dem »Volk« pflegen. Mit anderen Worten, er kann sich all der bunten Requisiten des prämodernen populistischen Theaters bedienen, solange er die in der liberalen Verfassung festgelegten Grenzen nicht überschreitet und bestimmte ungeschriebene demokratische Regeln nicht bricht. So darf er beispielsweise nicht das Militär gegen die gewählte Regierung einsetzen, mit Hilfe eines

Plebiszits versuchen, das Parlament zu entlassen, oder die Gewalt auf den Straßen schüren, um die demokratische Regierung zu stürzen. Er darf keine Ideologie propagieren, die das System als solches liquidieren will, keinen Kulturkampf führen, der die Menschenrechte, die bürgerlichen Grundrechte oder das Säkularisierungsprinzip in Frage stellt.<sup>6</sup>

1989 entlehnten die osteuropäischen Populisten ihre politische Agenda dem heutigen Westen und dem vorgestrigen Osten. Ihre Programme sind überladen mit anachronistischen Forderungen und bössartiger Rhetorik. Altpopulisten, die die kommunistischen Regime überdauert haben, ja zuweilen von ihnen eingesetzt wurden, um den Einfluß liberaler Dissidenten einzudämmen, verlangen heute im Namen historischer Gerechtigkeit nach gnadenloser politischer Säuberung. Unisono mit den Kommunisten versprechen sie darüber hinaus den Bauern Protektionismus, den einheimischen Unternehmern Privilegien und dem Volk die Nichtanerkennung der Auslandsschulden, während sie im gleichen Atemzug das »jüdische Finanzkapital« anprangern. Nach Jahrzehnten kultureller Repression durch die Kommunisten propagieren viele von ihnen Abtreibungsverbot, Einwanderungsstop, Boykott von Hollywoodfilmen, Kabelfernsehen und Internet.<sup>7</sup>

Viele westliche Beobachter gehen davon aus, daß der osteuropäische Populismus im Prinzip zwei Optionen hat: Entweder geht er weiter den Dritten Weg, oder er beginnt mit der Modernisierung, d.h. mit der Liberalisierung seines Diskurses. Sie vergessen jedoch Silvio Berlusconi, Umberto Bossi, Gianfranco Fini, Jörg Haider, Jean-Marie Le Pen und – jenseits des Atlantiks – Pat Buchanan, Newt Gingrich und Ross Perot. Denn es gibt noch eine dritte Möglichkeit: den modernen Populismus überspringen, sich direkt in die Gesellschaft dieser Politiker begeben und eine Art *postmoderner* populistischer Strategie entwickeln.

Nach dem Aufkommen der neuen sozialen Bewegungen, insbesondere der grünen Parteien, im Europa der 70er und 80er Jahre, experimentiert man in den politischen Wissenschaften im Kontext von Populismus gern mit dem Begriff »postmodern«.<sup>8</sup> Die Idee, alles Neue, das schwer zu erklären ist, postmodern zu nennen, hat mich wenig beeindruckt, bis ich im letzten Dezember Jörg Haiders Wahlplakate sah: »*Er hat Euch nicht belogen.*« Auf dem Bild trägt er eine beige Jacke, von der man nicht sagen kann, ob sie urban oder volkstümlich ist, spießbürgerlich konservativ oder en vogue. Die verbale Botschaft handelt von Wahrheit; sie polarisiert das politische Feld. Der ehrliche politische Führer spricht sein ebenso ehrliches Volk per Du an, während gleichzeitig auf die Amoralität der Rivalen Haiders angespielt wird. Na und? könnte man einwenden, in modernen Demokratien ist das normales Wahlkampfdesign. Man denke nur an Bushs Formel »Read my lips«.

Ich vergaß zu erwähnen, daß mir diese Plakate nicht zuerst in Wien, sondern in Bratislava ins Auge sprangen, der Feste des slowakischen populistischen Führers Vladimir Meciar. Genauer gesagt, auf der Autobahn in Richtung österreichische Grenze. Ich traute meinen Augen kaum. Anscheinend kann ein Xenophober wie Haider einen Wahlkampf in einem fremden Land führen, und ein osteuropäischer Populist kann westliche politische Propaganda auf seinem eigenen Terrain dulden, Populisten können Kosmopoliten sein. Anything goes.

Vermutlich denken heute osteuropäische Politiker wie István Csurka in Budapest, Vuk Draskovic in Belgrad, Vadim Tudor in Bukarest oder Jan Slota in Bratislava über die Frage nach, ob sie direkt vom prämodernen zum postmodernen Populismus springen sollen. Letzterem kann man sich auch vom Postkommunismus und Neosozialismus aus nähern; Beispiele hierfür sind Boris Jelzin, Ion Iliescu, Vladimir Meciar, Slobodan Milosevic, Franjo Tudjman und in gewisser Weise auch Algirdas Brazauskas, Gyula Horn und Aleksander Kwasniewski. Aber auch Liberale, Christdemokraten und Christsozialisten scheinen den Sprung tun zu wollen, wie die Beispiele Jan Olszewski, Viktor Orbán und Lech Walesa zeigen. Dennoch haben sie alle noch viel von den populistischen Führern zu lernen – von József Torgyán, Stanislaw Tyminski, Vladimir Schirinowski und vielleicht auch dem Tschetnik-Führer Voislav Sheshel –, die ihre Karrieren bewußt als postmoderne Akteure begannen, fast zur gleichen Zeit wie ihre westlichen Kollegen.

### *K.u.k. Populismus*

Was könnten sie lernen? Im Folgenden möchte ich anhand der Beispiele Jörg Haider und József Torgyán, Führer der ungarischen Kleinlandwirtpartei<sup>9</sup>, illustrieren, was ich mit postmodernem Populismus meine. Zwischen Wien und Budapest pendelnd habe ich das zweifelhafte Vergnügen, die geistige Verwandtschaft dieser beiden erfolgreichen Politiker aus der Nähe studieren zu können. Ganz anders als im Fall Le Pen und Schirinowski gibt es bis jetzt keine nennenswerte Kommunikation zwischen ihnen. Haider ist in Ungarn eher neu erfunden denn nachgebaut worden.

Beide, Haider und Torgyán, sind scharfzüngige Juristen, narzistisch und militant, typisch urbane Gestalten mit einem Hauch von Ländlichkeit, regelmäßige Kirchgänger... Aber macht es überhaupt Sinn, auf ihre Ähnlichkeiten hinzuweisen? Erstens kann man diese Eigenschaften heute einer ganzen Reihe von Politikern zuschreiben, und zweitens werden durch einen solchen Vergleich sowohl die Unterschiede in der Geschichte der beiden Länder verdeckt als auch die unterschiedlichen Sozialisationsmuster der beiden politischen Führer. Wie kann man einen älteren, korpulen-

ten Ungarn, gekleidet in altmodische Anzüge von der Stange, dessen rotbäckiges Gesicht seine Trinkgewohnheiten (und juvenilen Energien) verrät, mit einem österreichischem Spätyuppie (»der fesche Jörgl«) vergleichen, der vom Fitneßstudio zum Schneider eilt? Wie kann man Haider's »braune Flecken auf der blauen Weste« (Burschenschaft, Turnerbund, Bärenthal, etc.) mit Torgyáns Schandflecken vergleichen: die zweifelhafte Rolle, die er als junger Jurist während der politischen Prozesse nach 1956 gespielt hat, seine Kontakte zu der kommunistischen Geheimpolizei vor 1989 und zu den Nomenklatura-Kapitalisten nach 1989?

Freilich würde ein Vergleich beider Biographien zu Tage fördern, daß beide Politiker – um einen bekannten Witz auszubeuten – k.u.k.-Kreaturen sind, Kinder von Kreisky und Kádár: Während deren Regierungszeit haben Haider und Torgyán ihr politisches Handwerk gelernt. Beide haben die Erfahrung gemacht, daß ihre Regierungen, trotz der augenfälligen Zerfallserscheinungen in den 80er Jahren, erstaunlich stabil waren. Dies war unter anderem auf politische Arrangements zurückzuführen, die nicht gerade von Respekt für demokratische Spielregeln und liberalen Geist zeugten, vor allem aber auf die Korruption der politischen Elite und der mit ihr verfilzten Gesellschaftsgruppen.<sup>10</sup> Die erstaunliche Kontinuität der Rekrutierungsmuster und der sozialen Netzwerke der politischen Elite (die in Ungarn nicht einmal von einer Revolution gebrochen werden konnte) und das Nichteinhalten von liberal-demokratischen Reformversprechen führten in beiden Gesellschaften dazu, daß eine zunehmende Zahl von Wählern gegenüber solchen Programmen mißtrauisch wurde, wenn nicht gar immun. Die ewigen Kompromisse führten zu Zynismus, und der Raum für ideologische und moralische Argumente schrumpfte, bis nur noch Antiestablishment-Demagogie darin Platz hatte. Zugleich bildete sich ein rasch wachsendes Protestpotential der Modernisierungsverlierer in Österreich bzw. der Transformationsverlierer in Ungarn. Während der letzten zehn Jahre haben sich in beiden Ländern gerade die Parteien zunehmender Beliebtheit erfreut, welche die Frustration der Verlierer in einem Diskurs kanalisieren konnten, der sich durch eine Zunahme an Rhetorik und Abnahme an programmatischen Ideen auszeichnet.<sup>11</sup>

### *Jörg Haider: Ein Bully in blau*

Die meisten Beobachter sind sich darin einig, daß Haider's F-Bewegung (inzwischen heißt sie wieder FPÖ) ein Kernstück moderner Demokratien in Frage stellt: das Mehrparteiensystem.<sup>12</sup> Direkte, plebiszitäre, auf einem »Volksentscheid« beruhende Demokratie, Bewegungen statt Parteien, ein charismatischer Führer in einer starken Präsidialregierung, all das sind die Grundbausteine einer »Dritten Republik« in der Vorstellung des blauen

Führers. Gleichwohl hält er an den liberalen Grundsätzen des Privateigentums und des Marktes fest. Nicht einmal dem Big Business, eigentlich ein Lieblingsgegenstand populistischer Kritik, wird die Schuld für die Alltagsorgen der »anständigen Leute« in die Schuhe geschoben. Im Gegenteil, die Privatwirtschaft, insbesondere die heimischen Unternehmer, werden dafür gefeiert, das leuchtende Gegenbeispiel für die Ineffizienz des Staates zu sein – der »rot-schwarzen stalinistischen Planwirtschaft«. Auch die Globalisierung wird nicht im Namen nationaler Isolation zurückgewiesen. Haider lehnt die europäische Integration eher aus vorgeblich liberalen Gründen ab: aus Angst vor dem Brüsseler Zentralismus und Interventionismus.

Der Kampf gegen die Eurokraten ist nur ein Nebenschauplatz seiner gegen das Establishment gerichteten Rhetorik. Zentraler Angriffspunkt ist die institutionalisierte Korruption (Proporzsystem, Parteibuchwirtschaft) des brüchig gewordenen österreichischen Modells der Sozialpartnerschaft. So distanziert sich die FPÖ von der österreichischen Tradition des Korporatismus, dem Modell des Ständestaats, wobei sie gleichzeitig an dessen Parteienfeindlichkeit festhält. Haider's Polemik gilt der »SPÖVP-Einheitspartei«, den »Altparteien«, die nach dem Krieg ihre »Lizenz von den Alliierten« erhalten haben und nun durch »junge« Kräfte abgelöst werden sollten. Die heftige Kritik am Korporatismus enthält eine Reihe liberaler, gegen Protektionismus und Vetternwirtschaft gerichtete Argumente. Haider greift unermüdlich die Zwangsmitgliedschaft in den Kammern an, die sich selbst reproduzierende Bürokratie der verschiedenen Körperschaften mit ihren Arrangements, die das parlamentarische Aushandeln ersetzen und die dem Blick der Öffentlichkeit entzogen sind. Auf ähnliche Weise unternimmt er wiederholt Offensiven gegen das Monopol des staatlichen Fernsehens (»Rotfunk«) und die »Staatskünstler«, die staatlich geförderten Intellektuellen. Wettbewerb ist eines der wichtigsten Produkte auf seiner Verkaufsliste.

Haider's soziale Demagogie kann auch nicht als schlicht egalitär beschrieben werden. Weder plädiert er für drastische Steuersenkungen, noch folgt er dem üblichen populistischen Prinzip »eating the cake and having it«, vielmehr verspricht er eine Einkommensumverteilung zugunsten der Bedürftigen. Die Umverteilung soll nicht zu Lasten der Reichen gehen, sondern zu Lasten der politisch Privilegierten, der »Parasiten mit ihren Dienstwagen«. Nicht progressive Steuern wären die Hauptquelle für die Umverteilung, sondern die Eliminierung bürokratischer Verschwendung. Ziel ist die »soziale Volksgemeinschaft«, die den korrupten Sozialstaat ersetzen soll: eine hierarchische Gesellschaft postmaterieller Werte, die in kleinen Gemeinschaften gründet. Haider gibt zu, daß dieser Wandel langfristig zu einer Einschränkung der Sozialleistungen führen kann. Mit an-

deren Worten, er erklärt sich bereit, die schmerzhafteste Aufgabe zu übernehmen, den Wohlfahrtsstaat abzubauen; doch das Nachfolgemodell, das er entwirft, zeigt, daß er ebenso bereit ist, die gängigen liberalen Lösungen zu verabschieden.

Postmodern bedeutet hier die Eigenart, prämoderne und moderne Elemente im politischen Diskurs beliebig zu vermengen. Der entscheidende Punkt an Haider's Populismus scheint mir die Trennung der Idee der Demokratie von der des Liberalismus, indem einerseits das parlamentarische System in Frage gestellt wird, unter Berufung auf prämoderne Ideale wie das der direkten Demokratie<sup>13</sup>, während andererseits an einigen wichtigen liberalen Motiven festgehalten wird, etwa an der Reserve gegenüber Monopolen und Bürokratie. Zugleich bilden Fremdenfeindlichkeit, »Führerprinzip«, kulturelle Intoleranz und die Verachtung der Menschenrechte den prämodernen Teil seiner postmodernen Weltsicht. So haben die »Freiheitlichen« ein sonderbares Amalgam aus liberalem Gedankengut und extrem illiberalen Ideen, aus individualistischen, kommunitaristischen und autoritären Prinzipien hervorgebracht. Nicht nur aus Gründen der Publicity hat Haider Newt Gingrich's Slogan kopiert und einen »Vertrag mit Österreich« proklamiert.

Auch auf der symbolischen Ebene des blauen Populismus mischen sich prämoderne und moderne Züge. Die sprachlichen Techniken der Stigmatisierung, der Polarisierung, der Erfindung von Sündenböcken, Kunstgriffe, die bei den F-Politikern weitverbreitet sind, erinnern viele an die nationalsozialistische Rhetorik. Doch daß die verbalen Attacken oft auf ähnliche Gruppen wie damals zielen, Fremde, »Kaffehauslinke« etc., und daß die FPÖ Kontakte zur Neonazi-Szene unterhält, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß alle diese Techniken in den parlamentarischen Alltag eingebettet sind. Das Hauptsymbol der Bewegung ist natürlich Haider selbst. Auch seine persönlichen Verhaltensmuster sind ambivalent, und das bewußt: sich in Tracht kleiden und Porsche fahren, die Kärntner Identität hochhalten und den Bürgermeisterposten in Wien erstreben, und, um Machismo zu demonstrieren, zünftig bergsteigen und bunjeespringen. Diese Mischung von Elementen aus der Vergangenheit und der Gegenwart wird in der täglichen Politik unter dem Einsatz von Massenmedien der Zukunft professionell vermarktet. Zugleich wird Haider's Erfolgsstory begleitet von einem konventionellen Medium, der *Kronenzeitung* – dem erfolgreichsten österreichischen Boulevardblatt und Organ der Stammtischkonservativen.

Doch fehlen in Haider's politischem Diskurs grundlegende Zutaten des prämodernen Populismus: Es gibt keine Utopie mit ihrem Arsenal an Wundermitteln, keinen romantischen oder religiös inspirierten Nationalismus, kein starkes Agrarprogramm. Zwar zeugt Haider's Sprache von mo-

ralischer Überlegenheit gegenüber den »Sozialschmarotzern« (vor allem Ausländer), dem korrupten Beamtenstaat und dem rot-schwarzen System der »Kumpelwirtschaft« und ergreift Partei für die hart arbeitende, aber unterprivilegierte Mehrheit. Aber der moralistische Ansatz (»Einfach ehrlich, einfach Jörg«), der auf der konventionellen Wir/Sie-Dichotomie (»Sie sind gegen ihn, weil er für Euch ist«) beruht, ist Ersatz für ein konsistentes politisches Programm und für eine klar formulierte Interessenvertretung, die sich im politischen Prozeß als Zwangsjacke entpuppen könnten. Auch nationaler Stolz wird flexibel ausgebeutet, von der Pflege deutschnationalen Gedankenguts (Österreich als »ideologische Mißgeburt«) über antisemitische Anspielungen und das Loblied auf einige »Errungenschaften« Nazideutschlands bis hin zur Zelebration einer separatistischen, EU- und ausländerfeindlichen kollektiven Identität (»Österreich zuerst!«), die sich gegen »Überfremdung« und »Türkenbelagerung« abgrenzt.

Postmoderner Populismus ist dem modernen Vorgänger darin ähnlich, daß die normalen rechtsstaatlichen Prozeduren respektiert werden. Auf Gewalt wird nur angespielt, die F-Bewegung predigt sie nicht. Haider bringt seine Anhänger nicht auf die Straße, Massendemonstrationen zieht er Auftritte im Fernsehen, Pressekonferenzen und Volksbegehren vor, Verbalradikalismus der physischen Gewalt. Recht und Ordnung sind Schlüsselbegriffe seines Diskurses, aber deren Restauration strebt er nicht mittels eines militärischen Coups an. Er ist erpicht darauf, die Zahl seiner Anhänger in der Armee und der Polizei zu erhöhen, aber trachtet nicht danach, mit Gewalt gegen das Parlament, das Verfassungsgericht oder das öffentlich-rechtliche Fernsehen vorzugehen. Im Gegenteil, er benützt diese Institutionen als Agenturen gegen die Regierung, zur Aufdeckung von Korruption und Seilschaften, und als Foren, die die Publizität seiner Person und seiner Partei vergrößern. Haider ist ein Radikaler, aber kein Revolutionär. Er möchte die Verfassung ändern, nicht abschaffen. Zumindest behauptet er das.

Das Parteiensystem zu verachten, schließt nicht aus, sich der Einrichtungen der modernen parlamentarischen Demokratie zu bedienen. Haider ist kein einsamer Demagoge, sondern ein Organisator mit einer effizienten Parteimaschinerie, einer disziplinierten Hierarchie, einem Apparat, dessen oberstes Ziel das Gewinnen der Wahlen ist. Er ist kein besessener Prophet an der Spitze einer Single issue-Bewegung, sondern ein rationaler Spieler mit einer breiten Agenda, einem großen Aufgebot an Parteileuten und Experten, die seine One Man-Show unterstützen. In diesem Sinne zeigt er alle Merkmale eines normalen Oppositionspolitikers unserer Zeit. Zugleich spielt er aber diese moderne Rolle mit der Gestik des alten Populisten, der sich als Außenseiter inszeniert: *Ich* bin nicht aus Wien, *ich* gehöre nicht zu »denen«, *ich* bin kein Mittäter, *ich* bin Opfer der linksliberalen



Medienverschwörung. Diese erste Person singular ist übrigens die Achillesferse der Blauen. Die Partei steht und fällt mit ihrem Führer. Das wiederum ist ein prämoderner Zug.

Vielleicht ist die Freiheitliche Partei eine moderne Institution, aber die beabsichtigte Ambiguität ihres politischen Glaubensbekenntnisses ist zweifelsohne postmodern: Pan-deutscher oder österreichischer Nationalismus, Wirtschaftsliberalismus mit autoritärem Unterton, Aktivismus und Law-and-Order-Konservatismus, Insider- und Außenseiterrollen, Bewegung und Parteiorganisation, pragmatische und denunziatorische Sprache etc. Ziel dieses Diskurses ist es, die Wähler mit einer möglichst spektakulären und nicht zu verifizierenden Phraseologie anzusprechen. Haider versucht, allen gleichzeitig viel und wenig zu sagen und langatmige Programme und konventionelle Etikette wie z.B. »liberal« zu vermeiden, die seinen politischen Spielraum begrenzen könnten. Der designierte Feind muß stark sein, um das eigene Gewicht zu unterstreichen (der David Haider kämpft gegen den Goliath Kammerstaat), aber nicht so groß, daß allzu viele Wähler abgeschreckt würden. Es geht darum, die Zahl der Protestwähler so hoch wie möglich zu treiben. Entsprechend ist die Parteiaugenda fortlaufend zu adjustieren, um eine wachsende Wählerschaft einzubeziehen. Kurz, der postmoderne Populist opfert seine Prinzipien – wenn er denn welche hat, prämoderne oder moderne – leichten Herzens dem nächsten Wahlerfolg.

Parteien neigen stets dazu, ihre Botschaften diffus zu halten. Die Konfusion politischer Philosophien in den modernen Demokratien hat eine lange Geschichte.<sup>14</sup> Und dennoch scheint sie Grenzen zu haben: dort nämlich, wo das Programm der Lächerlichkeit preisgegeben würde. Nur wenige Parteien sind bereit, den Preis eines dramatischen Glaubwürdigkeitsverlustes innerhalb der Wählerschaft, insbesondere bei den Intellektuellen, zu zahlen. Postmoderne Populisten wissen den Schaden allerdings zu begrenzen. Angriff ist die beste Verteidigung, um zu zeigen, daß das Establishment noch viel unglaublicher ist als man selbst. Die FPÖ unternimmt jede Anstrengung, den politischen Prozeß zum permanenten Skandal zu machen. Haider, der Bully, tut sein Bestes, die anderen Oppositionsparteien mit seinen Provokationen zu überbieten, die Themen und die Emotionalität der politischen Debatte in Österreich vorzugeben und die politische Klasse in steter Turbulenz zu halten.

Intellektuelle? Überflüssig. Wer in einer so gut wie ideologielosen Partei braucht schon Visionäre?<sup>15</sup> Darüber hinaus sinkt das Risiko, an Glaubwürdigkeit zu verlieren, wenn das Wählerpotential aus den weniger gebildeten Schichten rekrutiert wird. Während der letzten zehn Jahre hat Haider eine wachsende Stimmenzahl aus der Gruppe der männlichen ungelernten Arbeiter (früher einmal typische SPÖ-Wähler) gewonnen, die seinen antiin-

tellemuellen, aggressiven Stil honorieren und kaum Wert auf stimmige Botschaften legen.

*József Torgyán: Ein finsterer Clown*

Der Führer der ungarischen Kleinlandwirtpartei, József Torgyán, richtet seine politischen Botschaften an eine sozial ähnlich strukturierte Wählerschaft. Inzwischen ist er zum Schutzheiligen aller »ausgeraubten und ausgebeuteten« Opfer des Kommunismus und der nach 1989 herrschenden Regime geworden, Schutzheiliger all jener, die unter dem Ausbleiben der Revolution leiden, wie Torgyán es ausdrückt. Denn die Revolution wurde von den »Liberal-Bolschewiken« gestohlen. Dieser Begriff umfaßt bei ihm fast die ganze neue politische Klasse, die angeblich von den Kommunisten im Vorhinein geschaffen wurde.

Vor den ersten freien Wahlen 1990, kurz nachdem sie der national-konservativen Koalition in der Regierung beigetreten war, kokettierte die Kleinlandwirtpartei mit den Liberalen. Indem sie sich patriotischer als die Liberalen und liberaler als die National-Konservativen gaben, versuchte sie, eine Position in der Mitte zu besetzen. Die Öffentlichkeit sah in der Kleinlandwirtpartei aber eine Nostalgie-Partei der alten Bauern, eine Bewegung, die allein für die Entkollektivierung der Landwirtschaft kämpfte. Um dieses Bild zu korrigieren, verwendete Torgyán die Restitution von Grundbesitz als Modell für die allgemeine Reprivatisierung. Die Kleinlandwirte sollten zu einer Partei einheimischer Kleinunternehmer werden, die gleichermaßen aus der Stadt wie vom Land kamen. Schon die ersten Programme aus den Jahren 1989/90 hatten Privateigentum als Schlagwort und stützten sich auf die kleinbürgerlichen und antitotalitären Traditionen der Partei. In dieser Zeit lag den Kleinlandwirten kaum daran, auch Unterschichtinteressen in ihre politischen Forderungen einzubeziehen.

Torgyán gab sich in der Koalition von Anfang an als Außenseiter, als Führer einer halb-oppositionellen Partei, die danach strebt, die Politik des Kabinetts in alle möglichen Richtungen zu radikalisieren. Sie sollte stärker antikommunistisch ausgerichtet sein, christlich und liberal zugleich. Um eine Vereinnahmung seiner Partei durch den großen Bruder in der Koalition, das Ungarische Demokratische Forum, zu vermeiden, nutzte er jede Gelegenheit, den Unterschied zum Forum deutlich zu machen. Nur um zu beweisen, daß sich die Kleinlandwirtpartei, im Gegensatz zu den anderen Parteien, auch um die »kleinen Leute« kümmert, nahm er eine Reihe von Spaltungen<sup>16</sup> seiner Partei in Kauf und setzte damit ihre politische Existenz aufs Spiel. Nach der überwältigenden Niederlage der national-konservativen Parteien bei den Gemeindewahlen und der ersten Regung zivilen

Ungehorsams, dem Streik der Taxifahrer im Herbst 1990, distanzierte Torgyán sich von József Antall, Premierminister und Symbol des etatistisch-elitären Dünkels der ersten nichtkommunistischen Regierung, und bereitete sich darauf vor, das sinkende Schiff rechtzeitig zu verlassen.

Vergeblich versuchte der Premier, ihm eine Falle zu stellen: Antall ließ durchsickern, daß Torgyán unter einem Decknamen auf einer Liste von Geheimpolizeienten des Ancien régime figurierte, und versuchte daraufhin, seinen Rücktritt zu erpressen. Statt zurückzutreten ging Torgyán in die Opposition, obwohl die meisten Abgeordneten der Kleinlandwirtpartei in der Koalition blieben. Zwischen 1990 und 1994 war seine Hauptleistung das politische Überleben. Geschickt beutete er das Restitutionsthema aus, was ihm genug Wählerstimmen einbrachte, um auch nach 1994 im Parlament zu bleiben. Torgyán unterstützte darüber hinaus die Bürgerinitiative gegen ein Gesetz, das die Zinsen für Baukredite erhöhte. Er forderte Wohnungen für alle Jungverheirateten; enthüllte eine Reihe von Insidergeschäften bei der Privatisierung und nutzte jede Gelegenheit, Korruption in der Regierung bloßzustellen (Parteienfinanzierung, Fernsehmonopol etc.). Ihm wurde klar, daß die Erneuerung des alten ideologischen Streits zwischen den »Volkstümlern« und den »Urbanen«, also zwischen den Traditionalisten und den westlich orientierten Liberalen, der den politischen Diskurs in Ungarn seit 1989 wieder beherrschte, die Menschen von den großen Parteien abzog. Er hielt sich deshalb aus dem Kulturkampf heraus und ignorierte die streitenden Parteien oder gab sie der Lächerlichkeit preis.

Torgyán, der politische Clown, konnte morgens im Parlament gegen die westlichen »Kosmopoliten«, die »unsere Nation ruinieren« und denen wir unsere Staatsschulden nicht zurückzahlen sollten, eine donnernde Rede halten, während er am Nachmittag einen Plan vorlegte, die größte Donauinsel in Budapest an Geschäftsleute und Flüchtlinge aus Südostasien zu verkaufen. Oder er sprach auf einer Pressekonferenz lange über die Verfassung und den Rechtsstaat, um daraufhin aufs Land zu verschwinden und bei einer illegalen Landbesetzung ehemaliger Kooperativen teilzunehmen oder, wie 1992 geschehen, ein paar Tausend Bauern zu einem »Tag des Zorns« in die Hauptstadt zu bringen, eine Massendemonstration, die unter anderem zum Ziel hatte, das Verfassungsgericht zu stürzen und, wenn es die Massen so wollten, auch den Präsidenten. Bei diesem Treffen stand Torgyán vor einem Plakat mit den alten Slogans der Kleinlandwirte: »Wein, Weizen, Frieden!« und »Gott, Vaterland, Familie!«, und versprach seinen Feinden ein »Blutbad«. Dann kehrte er ins Parlament zurück und hielt, ganz professioneller Jurist, eine Rede über Parlamentsordnung und Gesetzgebung. Er liebt es, seine politischen Rivalen vor Gericht zu bringen, und profitiert von der Publicity dieser Verfahren. Kürzlich kündigte er an, den rumänischen Außenminister zu verklagen, weil dieser von Torgyáns

rumänischen Wurzeln gesprochen hatte, in den Augen des Kleinlandwirtführers eine empörende Unterstellung.

In Zeitungsinterviews prahlt er gleichermaßen von seiner Hingabe zur armen Landbevölkerung und seinem bescheidenen Reichtum, den er sich als Budapester Anwalt, wohnhaft in Rózsadomb, dem vornehmsten Viertel der Hauptstadt, verdient hat. Es macht ihm ebenso Spaß, über sein Verhältnis zu Gott oder über seine fromme Frau zu plaudern, wie über seine Ausflüge ins Budapester Nachtleben der 60er und 70er Jahre. Wahrscheinlich ist das einzige Thema, das er mit einer gewissen Vorsicht behandelt, der Antisemitismus, obwohl einige lokale Parteiaktivisten der Kleinlandwirte engen Kontakt zu den Neo-Nazis pflegen.

Seine Frau, eine ehemalige Provinzprimadonna, holte er in die Politik: Jetzt ist sie Mitglied der Nationalen Verteidigungskommission des Parlaments. Sie gründete die »Torgyán-Partei« für den Fall, daß der pragmatische Flügel der Kleinlandwirte ihren Gatten ausschließen sollte.<sup>17</sup> Von Zeit zu Zeit wurden verschiedene Fraktionen der Kleinlandwirte handgreiflich, um Programmdiskussionen zu entscheiden oder das Parteigebäude zu besetzen. Torgyán, nicht gerade ein Raufbold wie Schirinowski, überlebte alle Streitigkeiten mit der Aura, Opfer einer Verschwörung zu sein. Schließlich ging er aus den Konflikten als Chef einer Ein-Mann-Partei mit eiserner Disziplin hervor, einer Partei ohne Ideologie, ohne visionäre Intellektuelle, ohne Organisation, mit nur einigen wenigen Technokraten an der Spitze und mit starken regionalen Gruppen in den ärmeren östlichen Regionen Ungarns.

Für das von ihm angerichtete postmoderne Chaos bezahlte er einen hohen Preis. Bei den Wahlen von 1994 waren die Wähler bereit, die Nationalkonservativen wegen ihrer Inkompetenz fallenzulassen, aber Torgyán war nicht in der Lage, seine Partei als zuverlässige Organisation von Experten zu verkaufen. Die untere Mittelschicht sowie der Wirtschaftssektor votierten für die Neosozialisten, die, wie er, den Kulturkampf ignorierten, sich aber als Technokraten mit sozialer Sensibilität verkauften. Aus dieser Not machte Torgyán eine Tugend und setzte seine politische Karriere im Parlament als einsamer Beschützer der Unterschicht fort, die von »denen da oben« um ihr Eigentum, ihren Arbeitsplatz und ihr Heim gebracht wird. Die uneingelösten Versprechen und die Sparmaßnahmen der neuen sozial-liberalen Koalition sowie die Konkurrenz innerhalb und zwischen den anderen Oppositionsparteien kamen ihm zugute. Die Beliebtheit der Kleinlandwirtpartei stieg im letzten Jahr rapide an (derzeit liegt sie stabil bei 20-25%), und Torgyán ist versucht, der unangefochtene Führer der »nationalen Seite« zu werden, wie er die nicht liberal-bolschewistische Hälfte des politischen Spektrums gerne nennt.

Eine solche Führungsrolle würde allerdings eine Revision seines post-

modern-populistischen Programms erzwingen. Um alle nationalistischen Kräfte in seinem Lager versammeln zu können, müßte er den Platz mitte-rechts, also seine liberal-konservative Position, aufgeben und auf einen prämodernen, von der extremen Rechten getragenen Populismus zurückgreifen. Dazu aber wäre anti-liberale Unnachgiebigkeit notwendig, stabilere Diskursmuster, viel mehr Ideologie und weniger Improvisation. Und Torgyán müßte sein Clownskostüm ablegen.

Gerade hatte ich diesen Satz in Wien beendet, als ich im Budapester Rundfunk hörte, wie Torgyán in der ungarischen Hauptstadt eine unter dem Motto »Auf Wiedersehen Regierung« organisierte Massendemonstration mit den Worten ansprach: »Liberales Ungeziefer und Aasgeier haben unser Vaterland überfallen. Während das Geschmeiß den Körper unseres geliebten, in Trianon zerstückelten Vaterlandes von innen zerfrißt, tun die Geier dasselbe von außen.« Dann griff er die »räuberischen Banken« an und die Homosexuellen, beschwerte sich über die Fremden, die Ungarn aufkauften, kritisierte die Regierung dafür, Geburtskliniken geschlossen zu haben und versprach dem »begabtesten Volk der Welt« (»mein Volk«, so nennt er die Ungarn gerne) eine allgemeine Amnestie. »Milch und Honig« werde fließen, wenn man ihn wählen würde. Für den Fall des Mißbrauchs der Amnestie verlangte er die Wiedereinführung der Todesstrafe. Während er sprach, skandierten seine Anhänger Parolen, man solle die Führer der liberalen und sozialistischen Parteien in die Donau werfen. »Sie sollen untergehen«, bekräftigte Torgyán die *vox populi*. Prämoderne Forderungen und Verheißungen, gekleidet in prämoderne Metaphern.

Vielleicht machte Torgyán bei dieser Demonstration einen großen Schritt in István Csúrkas Richtung, ein prämoderner Populist, der sich vor einigen Jahren in der extremen Rechten niederließ.<sup>18</sup> Obwohl die liberale Komponente von Torgyáns Rhetorik – außer in Wirtschaftsfragen – schrumpft, bleibt er ein postmoderner Populist, insofern er sich auf perfekte Weise der modernen Medien bedient, um seine widersprüchlichen und obskuren Botschaften zu verbreiten. Während seines Konflikts mit József Antall rettete ihn die Fernsehübertragung der Parlamentsdebatten vor dem totalen Verschwinden von der politischen Bühne. Als geübter Redner nimmt er seitdem jede Gelegenheit wahr, auf den Bildschirm zu kommen, sei es bei der Miss Ungarn-Wahl oder bei einer Kircheneinweihung. Auf Demonstrationen redet er stundenlang, vor der Kamera ist er schlagfertig. Mit einem gewissen Charme würzt er juristischen Jargon mit Alltagsslang und ist jederzeit in der Lage, seinen Gegnern gegenüber den Jovialen zu spielen. »Klage an mit einem Zwinkern« ist seine Devise.<sup>19</sup> Wenn man immer übertreibt, werden selbst die eklatantesten Lügen als unschuldige Übertreibungen oder Bluffs bewertet, so scheint Torgyán zu glauben. Sei fröhlich und ausgeglichen, ist sein Credo, zeige, daß du an

persönlichem Erfolg mehr interessiert bist als an dem Triumph irgendeiner Ideologie. Wenn du einen guten Witz erzählst, kannst du hinterher geschmacklos sein. Stil ist wichtiger als Überzeugung. Da alle Politiker lügen, sei wenigstens nicht langweilig.

Beinahe jeder Tag im Parlament beginnt mit einem Appell (der von seinen Gegenspielern die »morgendliche Haßminute« genannt wird), in der Torgyán den Rücktritt der Regierung fordert und den Premierminister einen schwachköpfigen Heuchler nennt. Von sich behauptet er, der sichere Gewinner der nächsten Wahlen zu sein, wann auch immer sie stattfinden. In diesen Tagen beginnt seine Partei, Unterschriften für eine Petition gegen die Regierung zu sammeln. Torgyáns Ziel ist es, mehr Namen unter der Petition zu haben als die Zahl der Stimmen, die die Sozialisten bei den Wahlen 1994 bekommen haben. Ein Verfassungsparadox bahnt sich an ...

\*

In der ungarischen Presse ist er als König Ubu beschrieben worden, als Arturo Ui, Hitler und Münchhausen, als ein Operettenbuffo oder als Inkarnation des politischen Kitsches der postkommunistischen Ära. Einige dieser Attribute sind in der österreichischen liberalen Presse auch mit Haider assoziiert worden, wobei hier die Hitleranalogie im Vordergrund steht. Die Zwischentitel im vorliegenden Aufsatz sollen einen weiteren Unterschied zwischen den beiden postmodernen Populisten verdeutlichen: Die Figur des Bully und des finsternen Clowns stehen für zwei Typen des neuen Populismus in Mitteleuropa, diesseits und jenseits des ehemaligen Eisernen Vorhangs. Beide verfolgen ähnliche postmoderne Strategien die sich jedoch erheblich in Betonung und Stil unterscheiden. Während Haider dem modernen Populismus näher steht, bleibt Torgyán in der Nachbarschaft seiner prämodernen populistischen Vorgänger.

Statt den Vergleich zwischen den beiden weiter zu verfolgen, will ich lieber auf eine besondere kulturelle Differenz zwischen ihnen hinweisen. Haider scheint besser organisiert und konsequenter zu sein; er ist kalt, ohne Selbstironie. Torgyán ist schlampiger und zynischer. Er kann jederzeit das finstere Mittelalter heraufbeschwören, aber nach einer Weile verwandelt er die Heilige Inquisition in einen Witz. Er ist weniger pragmatisch und weniger zuverlässig, spart nicht mit Versprechungen, ein emotionaler Mensch, der die pathetischen Momente genießt. Haider ist weniger instinktiv und cholerisch, weniger unglaublich, bekommt aber weniger Sympathie. Als Bully wird er vielleicht zu sehr gefürchtet, während der finstere Clown Torgyán seinen liberalen Kritikern vermutlich zu wenig Furcht einflößt.

Ich bin mir sicher, sie sind sich nicht dessen bewußt, daß ihre selbstge-

wählten Images traditionelle Karikaturen widerspiegeln. Aus der k.u.k.-Perspektive, jetzt im alten Sinn, ist Haider der Prototyp des »kaltblütigen österreichischen Fuchses«, der von ungarischen Nationalisten verachtet wurde, während Torgyán in der Mythologie der österreichischen Chauvinisten ein Symbol des »barbarischen Paprika-Magyaren« darstellt. Keiner von beiden ist im anderen Land gefährlich. Beide sind es aber in ihrem eigenen.

*Aus dem Englischen von Michaela Adelberger*

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. George Schöpflin, *Conservatism in Central and Eastern Europe*, in: J.M. Kovács (ed), *Transition to Capitalism? The Communist Legacy in Eastern Europe*, New Brunswick, 1994.
- 2 Dabei hätte es auf der Hand gelegen, bestimmte Komponenten des modernen deutschen Konservatismus, z.B. das christdemokratische Modell der sozialen Marktwirtschaft, ohne größere populistische Verzerrungen nach Osteuropa zu importieren. Vgl. J.M. Kovács, *Paradigmen des Übergangs. Westliches Theorieangebot und östliche Nachfrage in den Wirtschaftswissenschaften*, in: *Transit* 9/1995.
- 3 Vgl. Daniel Chirot, *Ideology, Reality and Competing Models of Development in Eastern Europe Between the Two World Wars*, in: *Eastern European Politics and Societies* 1989/3; Michael Coniff (ed.), *Latin American Populism in Comparative Perspective*, University of New Mexico Press, Albuquerque 1982; Rüdiger Dornbusch and Sebastian Edwards (eds.), *The Macroeconomics of Populism in Latin America*, Chicago UP 1991; Liah Greenfeld, *Nationalism. Five Roads to Modernity*, Harvard UP 1992; Ghita Ionescu and Ernest Gellner (eds.), *Populism. Its Meanings and National Characteristics*, London 1969; Eva Kovács, *Volkstümliche und Urbanisten*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 1994/6; Christopher Lasch, *Communitarianism or Populism?*, in: *The Revolt of the Elites and the Betrayal of Democracy*, New York 1995; Andrzej Walicki, *To Define Populism*, in: *Government and Opposition*, Spring 1968; ders., *The Slavophile Controversy*, Oxford 1975; F. Venturi, *Les intellectuels, le Peuple et la Revolution: histoire du populisme russe*, Paris 1972; vgl. auch die *Telos*-Konferenz »Rethinking Populism«, in: *Telos*, Summer 1991, und das Populismus-Sonderheft *Telos*, Summer 1995.
- 4 Aus diesem Grund war die Idee eines Dritten Wegs (sicherlich nicht in Wilhelm Röpkes liberaler Interpretation) für die Sozialisten zu allen Zeiten attraktiv, ebenso wie für die Postkommunisten von heute (vgl. die rot-braunen Koalitionen in der Slowakei, Serbien, Rumänien oder Rußland).
- 5 In diesem Sinne ist unter »Moderne« eigentlich schon Spätmoderne zu verstehen. Sie beginnt nicht bereits im 17. Jahrhundert oder gar noch früher, ebenso wie die »Prämoderne« nicht mit dem Mittelalter gleichzusetzen ist, insbesondere nicht in Ostmitteleuropa, wo sie durchaus ein Phänomen des 19. und 20. Jahrhunderts sein kann.
- 6 Sicherlich ändern sich Verfassungen und die politische Etikette, und man könnte sich lange darüber streiten, ob die Dichotomie prämodern/modern auf die verschiedenen Formen der Arbeiterbewegung (einschließlich des Kommunismus und des Nationalsozialismus) sowie eine Vielzahl von Single issue-Bewegungen des 19. Jahrhunderts (wie der Poujadismus in Frankreich oder das American Farmers Movement in den USA) oder die Militärdiktaturen in Südamerika und Afrika heute anwendbar ist. Mehr noch, man könnte den Terminus »prämoderner Populismus« als *contradictio in adiecto* ablehnen, insofern politische Ideologien, Bewegungen und Parteien spezifische Merkmale der Moderne sind, selbst wenn Populisten diese Instrumente gegen eben diese Moderne einsetzen. Der Krieg in Jugoslawien liefert ein gutes Beispiel: Die jugoslawische Politik würde sich nicht besonders von westlichen Modellen unterscheiden, wenn die historischen Vorzüge der serbischen Nation nur im Parlament, in den Wahlen etc. gepriesen worden wären. Doch die ethnischen Säuberungen in Bosnien sprechen

eine andere – prämoderne – Sprache, auch wenn sie durch moderne Institutionen vertreten und mit ultramodernen Waffen vollstreckt wurden.

- 7 Der besondere, ich würde sagen, »libertäre« Populismus von Václav Klaus stellt hier eine Ausnahme dar. Seine neoliberale Rhetorik verdeckt oft die interventionistischen und kollektivistischen Maßnahmen, die die schmerzhaften Schritte in der postkommunistischen Transformation hinauszögern sollen. Sein Populismus ist moderner als der seines slowakischen Gegenspielers Meciar. Dennoch sind die tatsächlichen ökonomischen Zugeständnisse, die er macht, um die tschechische Gesellschaft zu beschwichtigen, größer.
- 8 Vgl. Aryeh Botwinick, *Postmodernism and Democratic Theory*, Temple UP 1993; Hans-Georg Betz, *Postmodern Politics in Germany*, New York 1991; John Gray, *Beyond the New Right*, London 1993; Andreas Schedler, *Anti-Political Establishment Parties*, in: *Party Politics* 1996/3; Torbjörn Tånnsjö, *Populist Democracy. A Defence*, London 1992.
- 9 Der genaue Name der Partei lautet »Unabhängige Partei der Kleinlandwirte, Landarbeiter und Bürger«.
- 10 Man kann die parlamentarische Demokratie wie in Österreich durch einen Zweiparteien-Korporatismus schwächen oder sie wie in Ungarn durch einen Einparteien-Autoritarismus eliminieren. Ohne Zweifel gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Systemen, jedoch haben beide mächtige bürokratische Eliten hervorgebracht. Kreiskys sozialdemokratisches und Kádárs reformkommunistisches Establishment wurden ideologisch angegriffen, allerdings mit begrenztem Erfolg. Im Hinblick auf ihre liberal-demokratische Legitimation erlitten beide Systeme Niederlagen; das ungarische brach schließlich zusammen. Dennoch ist Österreich immer noch ein Zwei-Parteien-Staat, und die derzeitige neo-sozialistische Regierung in Ungarn ist an ihren schlechteren Tagen der reformkommunistischen an ihren besseren nicht unähnlich.
- 11 Es ist nicht meine Absicht, den Unterschied zwischen den Frustrationen zu verwischen, welche sich in einer neuen Demokratie breit machen, die sich gerade von einer ersten Wirtschaftskrise erholt, und der wachsenden Unzufriedenheit in einer etablierten Demokratie mit einer stabilen Ökonomie, die sich an die weltwirtschaftlichen Veränderungen anpassen muß.
- 12 Vgl. Jörg Haider, *Die Freiheit die ich meine*, Frankfurt a.M. 1993; Isolde Charim, *Haiders Kunst*, in: *taz* vom 16./17. Dezember 1995; Brigitte Bailer-Galanda, *Haider wörtlich*, Wien 1995; Brigitte Bailer und Wolfgang Neugebauer, *Die FPÖ: Vom Liberalismus zum Rechtsextremismus*, Wien 1994; Harald Goldman e.a., *Jörg Haider und sein Publikum*, Klagenfurt 1992; Martin Kargl und Silvio Lehmann (Hg.), *Land im Lichtermeer*, Wien 1994; Hannes Krall, *Rechtspopulismus am Beispiel Jörg Haider*, in: *Journal für Sozialforschung* 1992/3-4; Claus Leggewie, *Millenniumsdämmerung. Notizen zur österreichischen Lage zwischen Selbstanerkennung und Wiederholungszwang*, in: *Transit* 10/1995; Robert Menasse, *Ein verrücktes Land*, ebd.; Anton Pelinka (Hg.), *Populismus in Österreich*, Wien 1987; Hans-Henning Scharsach, *Haiders Kampf*, Wien 1992; ders., *Haiders Clan. Wie Gewalt entsteht*, Wien 1995; Andreas Schedler, *Die antipolitischen Stereotypen Jörg Haiders*, in: *Journal für Sozialforschung* 1995/3-4; Gudmund Tributsch (Hg.), *Schlagwort Haider: Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche*, Wien 1994.
- 13 Während ich mit Robert Menasse einer Meinung bin, daß es eine Simplifizierung ist, den Führer der FPÖ als Nazi oder Rechtsradikalen darzustellen, glaube ich andererseits, daß Menasse dessen Rolle in der Stärkung des Parlamentarismus in Österreich überschätzt.
- 14 Zum gegenwärtigen Trend des Populismus in der deutschen Politik vgl.: Populismus statt Politik. *Der Stammtisch macht mobil*, in: *Der Spiegel* 10/1996, sowie Helmut Dubiel, *Der Bauch des Volkes*, in: *Der Spiegel* 18/1996.
- 15 Natürlich ist auch das antipolitische (Antiestablishment-) Denken ideologisch, insbesondere wenn man, wie Haider, mit leicht entzündlichen Begriffen wie »Gemeinschaft«, »Staats-versus Kulturnation« oder gar »kultureller Hegemonie« à la Gramsci flirtet.
- 16 Nachdem die alte Garde, das Überbleibsel der Parteiführung aus der Vorkriegszeit, verdrängt worden war, begann Torgyán – genau wie Haider – mit seinen Verbündeten, den »Liberalen« im Lager der Kleinlandwirte, zu streiten.
- 17 Dieser Kunstgriff erinnert an die Paralleelparteien des Ehepaars Milosevic in Serbien, mit dem Unterschied, daß in letzterem Fall die Ehefrau eine Partei gründete, um jene Wähler aufzufangen, die von der Politik des Ehemanns desillusioniert werden. Eine echte Innovation des postmodernen Populismus.



- 18 Vermutlich war dies lediglich ein Versuchsballon, seine eigene Wählerschaft und die politische Elite auf die Probe zu stellen: ob die erstere bereit ist, dieser wilden Rhetorik zu folgen, und die letztere dazu in der Lage, ihre Linien zu schließen und ihn aus dem parlamentarischen Spiel auszuschließen. Jörg Haider verfährt ähnlich, wenn er die »ordentliche Beschäftigungspolitik« des Dritten Reichs oder die »Verdienste« der Waffen-SS hervorhebt. Beide sind der Meinung, daß sie, was sie an persönlicher Glaubwürdigkeit verlieren, doppelt an Beliebtheit und Publicity hinzugewinnen werden.
- 19 Eine Beobachtung von György Konrád. Vgl. Rádai Eszter (Hg.), Tizenegyen Torgyánról, in: *Mozgó Világ* 1995/10; s. hier insbesondere den Beitrag von Akos Szilágyi. Über den neuen Populismus in Ungarn s. die vergleichende Studie von András Bozóki, Vázlat három populizmusról, in: *Politikatudományi Szemle* 1994/3, sowie Béla Greskovits, Populista átmenet-programok Magyarországon, in: 2000, 1996/7; ders., Demagogic Populism in Eastern Europe? in: *Telos*, Winter 1995, und Péter György, Torgyán József szupersztár, in: *Magyar Narancs* 1995/8/31.